

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 21

Artikel: Andreas Fischer in den Bergen
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Andreas Fischer in den Bergen. *)

Von Ernst Eschmann.

Einer der tüchtigsten und kühnsten Bergsteiger, die die Schweiz besaßen, ist unstreitig der Berner Andreas Fischer gewesen. Er entstammte einer Bergsteigerfamilie, die in Meiringen sesshaft war. So wurde schon in allerfrühester Jugend in ihm die Begeisterung für die silberne Gletscherwelt geweckt. Zu der Zeit, da seine Schulkameraden mit glühenden Köpfen Indiangeschichten verschlangen und die Rothäute um ihre gewagten Abenteuer beneideten, wünschte der junge Andreas nichts sehnlicher, als bald in die Fußtapfen seines Vaters zu treten und ins Hochgebirge auf alpine Taten auszuziehen. Die Frage, was er werden wollte, bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Bergführer wollte er werden, allen Gefahren und Anstrengungen zum Trost. Und obgleich ihn das Schicksal warnte, indem es ihm jäh und grausam den guten Vater bei einem nächtlichen Abstieg vom Montblanc entriß, er ließ sich von seinem Ziele nicht abbringen. Da war es gar bald die Wirklichkeit des Lebens, die ihn eines bessern belehrte. Es galt, sich eine sichere Existenz zu schaffen, und da der Bub eine ungewöhnliche Intelligenz an den Tag legte, bot sich leicht ein neuer Weg, und das Mütterlein, an dem der Knabe mit schwärmerischer Liebe hing, durfte getrost in die Zukunft schauen. Andreas bezog das bernische Seminar Münchenbuchsee und erwarb sich spielend das Lehrerpapent.

Fünf Jahre wirkte er als Lehrer in einem Dörfchen bei Thun. Daneben setzte er seine Studien fort und betrieb Französisch und Englisch so emsig, daß es ihn keine Mühe kostete, später in beiden Sprachen über seine touristischen Leistungen zu berichten. Dem unermüdlichen Geist mochte es auf die Dauer in seinem Amte wie in der kleinbürgerlichen Umgebung zu enge werden. Es trieb ihn vorwärts. Und noch einmal klopfte der Tod an sein Haus. Sein jüngerer Bruder Hans war mit drei englischen Touristen nach Rußland, in den Kaukasus gezogen, um diese auf einer beschwerlichen Expedition zu unterstützen. Er kehrte nicht mehr heim. Irgendwo in der unwirtlichen Ewigschneeregion des Kaukasus kam er um, und niemand wußte, wo er lag. Es war ein neuer, furchtbarer Schlag für die Mutter. Seitdem kam Andreas der Plan

und Wunsch nicht mehr aus dem Kopf, seinen Bruder zu suchen. Eine neue Expedition wurde ausgerüstet. Noch ein anderer Berner Oberländer zog mit, einer der kühnsten und besten Führer. Andreas hat später in einem fesselnden Buche: „Zwei Kaukasus-Expeditionen“ von seinen Erlebnissen berichtet. Wie vortrefflich er nicht nur den Pickel, sondern auch die Feder zu führen verstand, möge der Ausschnitt beweisen, der unsere Skizze beschließt.

Die große Reise, auf der er auf dem Hinweg Moskau, auf dem Rückweg Konstantinopel berührte, hatte ihm das Tor in die weite Welt aufgetan und neue Sehnsucht in sein Herz gepflanzt. Der hungrige Geist verlangte stürmisch nach neuer Nahrung. Die Hochschule zu Bern wurde bezogen. Da aber die Mittel nicht reichten, wurden die historischen und sprachlichen Studien vorläufig zu keinem Abschluß gebracht. Immerhin, der strebsame Forscher war zum Sekundarlehrer aufgerückt. In herrlicher Umgebung, am Fuße des Wetterhorns, ließ er sich nieder. Grindelwald wurde seine neue Heimat. Hier fand er die beste Gelegenheit, unverhofft zu dieser oder jener Hochtour aufzubrechen und dem Zug seines Herzens zu folgen. Hervorragende alpine Leistungen wurden vollbracht. Die zähe, starke Natur des geborenen Bergsteigers kannte keine Hindernisse. Mut, Vorsicht und Klugheit standen ihm zur Seite. Begegnungen und Unterhaltungen mit berühmten englischen Touristen, die gerne nach Grindelwald kamen, um von hier aus kühne Aufgaben in Angriff zu nehmen, boten neue Anregungen. Unter diesen fremden Gästen befand sich auch Edward Whymper, der als erster das Matterhorn bezwungen hatte.

Kletterberge, Gletscher und Schultube waren das Feld von Andreas' vielseitigem Wirken. Immerhin war es nicht schwer zu erraten, wo er am liebsten weilte, und wenn er auch oft seiner neugegründeten Familie Rechnung trug und allzu gewagte Pläne und Einladungen sich aus dem Sinne schlug, es trieb ihn immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt in die himmelnahen Regionen der Viertausender, in die Dauphiné, in die Adamellogruppe, in die Brenta-Dolomiten, nach dem Montblanc, auf den Monte Rosa. „Das Bergsteigen ist mein Glück, und von allen Menschen interessieren mich keine

*) Aus dem bei Levy u. Müller, Stuttgart, erschienenen Buche: Männer und Taten.



Wengernalp, Blick gegen das Mittagshorn und Breithorn.

Phot. F. Ott-Aretschmer, Zürich.

in dem Maße wie die Bergsteiger ersten Ranges," schrieb er einmal. Der Besitz außergewöhnlicher Kräfte und Gewandtheit erfüllte ihn mit gesundem Stolz. Er durfte sagen: „Heute habe ich das Gefühl, wenn irgend etwas überhaupt möglich ist, so kann ich's auch. Es fehlt mir nicht an Selbstvertrauen; ich habe mich auch an Dinge gewagt, die als höchst zweifelhaft galten, und habe gesiegt.“ Der Sommer genügte ihm nicht mehr. Auch im Winter wurde das Finsteraarhorn besucht. Wenn ihn einer fragte, warum er so viel wagte, erhielt er die Antwort: „Aller Schein, aller Schwindel und Humbug wird angesichts der Gefahr zuschanden; der Bergsteiger lernt — wenn er's sonst nicht war — ehrlich sein, erfährt, was er von sich aus zu leisten imstande ist.“

In Grindelwald machte Andreas Fischer die Bekanntschaft des originellen „Gletscherpfarrers“ und Dichters Gottfried Strasser. Mit der Zeit erwuchs daraus eine gute und kurzweilige Freundschaft. Sie wanderten gemeinsam durchs heimatische Bergland, unterhielten und neckten sich; die sonst recht gegensätzlichen Naturen trafen sich in der Liebe zu den weißen Firnen.

Und noch einen andern Freund gewann An-

dreas Fischer: den geistvollen Dichter und Redakteur Josef Viktor Widmann. Die Begeisterung für die Literatur und eine glühende Freude an der Schönheit der Welt führten sie zusammen. Fischers schriftstellerisches Talent wurde gefördert. Das war zu der Zeit, da er bereits nach Bern übergesiedelt war und dort durch ein glänzendes Doktorexamen sein Studium zu Ende geführt hatte. Seitdem wirkte er als Lehrer am städtischen Gymnasium in Bern. Unermüdlich arbeitete er weiter. Viel verheißungsvolle Pläne beschäftigten ihn, besonders ein „Bergbuch“, in dem er mancherlei Fragen und Erfahrungen aus dem Bergsteigerleben behandeln wollte. Dann war's die zähe Heroennatur Napoleons, die ihn fesselte und die er wie kaum ein anderer kannte. Es war gewiß kein Zufall, daß er sich dermaßen zu ihm hingezogen fühlte. Der Bezwiner der Völker und der Bezwiner der Berge verfügten über einen eisernen Willen, eine einmal ins Auge gefaßte Unternehmung wurde von beiden unerbittlich durchgeführt. Dabei half ihnen ihr tollkühner Sinn und die Klarheit, mit der sie ihre Umgebung wie alles Menschliche erfassen und durchdrangen.

Bald vertauschte Fischer die Berner Schule

mit der Oberrealschule in Basel. Deutsch und Geschichte waren seine Fächer. Seine energische und männliche Persönlichkeit trat gleich in den Mittelpunkt des Interesses bei Kollegen und Schülern. Die wissenschaftlichen Studien wurden fortgesetzt. Nicht selten reiste Andreas Fischer über die Ferien nach Paris, um dort der Zeit der Revolution eifrig nachzuspüren. „Wilhelm Tell und die französische Revolution“ versprach dank gründlicher Vorarbeiten ein wertvolles und erschöpfendes Werk zu werden. Aber die Berge wurden daneben nicht vergessen.

Immer und immer wieder fand Fischer den Weg zu ihnen zurück. Oder soll ich sagen: Wie die Mücke von der Flamme angelockt wird, trieb es den geborenen Kletterer in die Alpen? Da ereilte ihn ein tragisches Schicksal. Am Mletschhorn zerschellte seine scheinbar unbesiegbare Kraft. Schlechtes Wetter, Sturm und Schneegestöber brachten die kleine Partie, der Fischer angehörte, in gefährvolles Bedrängnis. Die sonst so unerschrockenen Männer merkten, daß der Tod hinter ihnen stand. Eine furchtbare Nacht in der Eisregion, umwirbelt von wilden Flocken, wurde zum Martyrium. Dr. Ernst Jenny, der dabei gewesen, schilderte es in packenden Worten:

„Anfangs dünkte uns die Grube ganz behaglich, denn der Wind schnob nicht übel drüber weg. Wir sprachen manch kräftig Wort, und Fischer hob an, von einem Biwak im Kaukasus zu erzählen, und er gedachte der großen Pioniere, die einst die Hochgebirgsnächte auch nicht in warmen Klubhütten verbracht hatten. Allmählich erstarrte das Wort, und in die Gruft kroch ein eisiges Schweigen. Wir waren so müde und zufrieden da unten, daß wir es kaum mehr beachteten, wie Schnee um Schnee hereinfiel und uns zudeckte. Nur schlafen wollten wir nicht. War's eine Zeitlang still, fragte plötzlich eine dumpfe Stimme: 'Schlast ihr?' und ebenso dumpf klang die verneinende Antwort. Dieses Fragen und Antworten kam und ging alle Viertelstunden und war lange die einzige geistlose und doch so schwere Unterhaltung. Um Mitternacht — ich glaube, alle drei hatten eben das Schlafverbot übertreten — rief mich Fischer laut an: 'Wo bist du? Ich sehe auch nicht einen Schatten von dir.' Ich kündigte murmelnd meine Gegenwart an und wollte den Hut, der mich drückte, ein wenig lüften und die steifen Beine recken und strecken. Aber was war denn das? Ich brachte den rechten Arm gar nicht in die Höhe, den linken auch

nicht und erkannte, daß wir bis an den Hals hinauf — eingeschneit waren. Eine unheimliche Entdeckung! Und doch gab der Schnee schön warm, und wir verspürten wenig Kälte. Langsam schlichen die Stunden. O endlose, ewige Nacht!

Der Schnee arbeitete sich leise und heimtückisch an unser Leben heran. Erst wärmte er, dann durchfeuchtete er langsam die Kleider, und dann drang er in die Haut und immer tiefer ins warme Leben hinein. Wir spürten die Nähe des unheimlichen Gefellen wohl und lösten uns mit Mühe aus der eisigen Umarmung, indem wir uns aufrichteten, den Schnee abschüttelten und Arme und Beine kräftig rührten.

Der Sonntag brach an; es war bitter kalt, und der Nordsturm brauste mit zunehmender Kraft übers Mletschjoch herein. Es war fast nicht zu ertragen. Ich fühlte mich erbärmlich elend und glaubte kaum mehr ans Leben. Fischer klopfte mir Schultern und Rücken und sprach mir Mut zu. Wenn ich jetzt an diese furchtbare Stunde denke, ist mir, als habe es nie einen stärken und treuern Menschen gegeben als Andreas Fischer. Er sprach so mutig, so siegesgewiß, so entschlossen, wie ein Held in wilder Schlacht seinen wankenden Mitstreitern zuruft. Ich erholte mich wieder. Unser Loch war fast bis zum Rande voll kalten pulbrigen Schnees. Als es etwas heller wurde, beschloßen wir den Abstieg nach Mittelaletsch; denn hier wollten wir nicht erfrieren.

„Was hältst du vom Leben?“ fragte Andreas.

„Wenn wir glücklich hinunterkommen, will ich es als ein neues Geschenk betrachten,“ antwortete ich. Aber die Augen sagten sich mehr; wir waren voll dunkler Gedanken, und auf einmal — ich weiß nicht, wie es kam — berührten sich unsere spröden Lippen.

Erst jetzt, als wir in die hartgefrorenen Seilschlingen schlüpften, spürten wir so recht, wie erstarrt unsere Glieder und wie steif unsere sämtlichen Kleider waren; die Handschuhe glichen Eissäcken, selbst die Hosentaschen waren zugefroren, Schnurrbart und Augenbrauen waren vereist.

„Vorwärts!“

Mit immer furchtbarerem Mut segte der Sturm über den Mletschjochkamm. Fischers Hut flog davon und war im Nu verschwunden. Wir Drei flüchteten den steilen Gang hinab. Fischer begannen die Kräfte zu schwinden. Seine rechte Hand schmerzte. Und schon hatte uns das Ber-



Alte Fridolinshütte S.N.C. mit Grünhorn.

Phot. F. Ott-Kretschmer, Zürich.

hängnis ereilt. Mit rasender Schnelligkeit sausten wir zu Dritt in die Tiefe. Fischer blutete aus Mund und Nase. Sterbend wurde er an einen schützenden Felsen gebettet.

Es war keine leichte Aufgabe, den Toten ins Tal und nach Hause zu bringen.

Auf dem Friedhof von Meiringen ruht er von seinen Taten aus. Große Hoffnungen wurden zu Grabe getragen. Viele schöne Pläne waren vernichtet. Er, der so oft in zähem Ringen um die Berge Sieger geblieben, hatte seinen gestrengen Meister gefunden. Aber er ist nicht verschollen. Die ungewöhnliche Erscheinung Andreas Fischers lebt noch in der Erinnerung der Besten. Sein Geist geht über die weißen Berge und triumphiert über den Tod. Und sein Wort lebt mit ihm."

Der Schlafplatz am Roschtantau.

Von Andreas Fischer.

Es war am 28. Juli 1889, als wir, eine Karawane von sieben Mann, unser Zeltlager im obern Terektal verließen, um in das unbekannte Gletschergebiet des Roschtantau (5195 Meter hoch, Hochgipfel in der Mitte zwischen Elbrus

und Kasbek, im Kaukasus) vorzudringen und uns, wenn irgend möglich, Gewißheit zu verschaffen über das Schicksal der Unglücklichen, die vor einem Jahr hier spurlos verschwunden waren.

Ein wundervoller Sonntagmorgen brach an; wolkenlos blaute der Himmel in das einsame Hochtal herein. Wir luden Proviant, Schlafsäcke und Seile auf unsere Schultern und wanderten in der Morgenkühle durch das Tal hinaus, bis dort, wo der Tutuin, vom Roschtantau herkommend, sich in den Terek ergießt. Der tosende Bach wurde unser Führer. Ein schmaler, steiler Hirtenpfad windet sich den Hang hinauf durch Gebüsch und Birkenwald. Mühsam gewannen wir mit unsern schweren Lasten die erste Terrasse, von wo der Blick noch einmal hinabtaucht in die dunklen Gründe des tief zu Füßen liegenden Tales. Dann bogen wir in eine hübsche, waldige Schlucht. Rühler Schattten umging uns hier; dicht zur Seite floß der mit jeder Stunde wachsende Bergstrom, hier auf ebenem Grunde ruhig und friedlich, als nähme er nur ungern Abschied von der reizenden Wald-

partie, um sich unmittelbar darauf in wilder Hast hinabzustürzen ins Terektal. Wir hatten für heute noch keine Eile und rasteten lange im Schatten und Walddunkel. Mittag war längst vorbei, als wir das Ende der Schlucht erreichten. Schon mehrmals zuvor, wenn nach langer Wanderung durch Wald oder enges Tal beim Hinaustreten der Blick wieder frei wurde, hatte uns der Kaukasus durch ungeahnte Wunder, großartige und herrliche Landschaftsbilder überrascht; so stark aber wie hier war die Wirkung nie gewesen. Die schönste Alpenweide breitete sich vor uns aus, völlig einsam und menschenfern, doch lebensvoll geschmückt mit einem Blumenreichtum von entzückender Pracht. Die große, cremefarbige Alpenrose, jetzt eben in üppigster Blüte stehend, bedeckt die nächsten Hügel und Halden ringsum; die Ufer all der vielen Bäche und Bächlein, die hier zum Strom zusammenrauschen, waren eingerahmt durch Enzian, Primeln und andere Blumen. Gras und Blumen reichten über die Knie und verbargen die zahllosen Steine des unebenen Grundes völlig, so daß wir nicht ohne Mühe vorwärts schritten. Dieser liebliche Blumenteppich bildete den Vordergrund des Bildes. Anders war der Hintergrund, und sobald wir unsere Blicke emporhoben, hatte der eben geschilderte Zauber keine Gewalt mehr über uns. Denn unmittelbar hinter dem Ende der blühenden grünen Welt türmten sich die dunklen Vorwerke der riesigen Felsenfestung empor. Gerade vor uns erblickten wir jetzt den gefürchteten Tutingletscher, der in einem einzigen, wundervollen Eiskatarakt von über 600 Meter Höhe sich jäh ins Tal herniederstürzt. Hoch über dem Rande des Gletschers ragte die stolze, noch nie betretene Firnpyramide des Koschtantau in rotem Schein empor; eben ging die Sonne unter.

Wie gebannt waren wir stehen geblieben; alle wandten wir die Blicke und Gedanken nach dem Tutingletscher. Der Anblick war von unbeschreiblicher Großartigkeit, aber mit der Bewunderung kämpfte das Grauen. Ein unzählbares Heer von bizarr geformten, riesigen Eisblöcken starrte uns entgegen; dazwischen klappten die dunklen Schründe, und auf beiden Seiten stiegen die Granitwälle fast senkrecht empor. Da hindurch sollte morgen unser Weg gehen. Wir fanden uns in einer Höhe von fast 2800 Metern, nur wenige Schritte vom Gletscher entfernt; aber das hohe Gras bildete einen weichen Teppich, auf dem wir unsere Schlaffäcke ausbreite-

ten. Der Abend war wunderschön in dieser Umgebung; aber uns alle beschäftigte der Gedanke: Wie wird es morgen gehen? Und werden wir etwas finden?

Die Nacht war sternhell und still, aber bitter kalt, und am Morgen lag die Blumenflur schneeweiß von Reif vor uns; wo am Abend das Wasser von den Felsen schäumte, hingen jetzt Eiszapfen hernieder. Auch heute stand kein Wölklein am Himmel. Sobald es dämmerte, brachen wir auf. Zur linken Hand erschien etwas Raum zwischen Gletscher und Felswand, und wirklich ging's auch eine Stunde lang über Lawinenschnee und Felsrippen ziemlich gut vorwärts. Dann aber stieg der Granitwall in unnahbarer Schroffheit auf, und dicht an seinem Fuß stauten sich die Eismassen. Da gab's kein Entrinnen mehr; wir mußten das Eislabrynth überqueren. Wo wir uns auch hinwandten, ringsum erhoben sich riesige Eiszacken wie Türme aus dem wilden Chaos, manche überhängend, und da es mittlerweile vollständig Tag geworden, sahen wir deutlich genug, daß mehrere dem Einsturz nahe waren. Mit Mühe und fortwährend angestrengter Aufmerksamkeit arbeiteten wir uns durch den bösen Eisfall empor. Hin und wieder ließ sich ein dumpfes Krachen hören, gleichsam wie das Grollen des Gletschers, der nie zuvor betreten worden war. Oder waren unsere unglücklichen Freunde von den Höhen des Koschtantau herniedergestiegen, um hier ein Grab zu finden? Und schritten wir vielleicht jetzt eben über ihre Leichen hin? — Der Gedanke lag nur zu nahe; doch keiner ließ ihn laut werden.

Nach drei langen, hangen Stunden hatten wir glücklich die schlimmsten Stellen passiert und den Rand auf der andern Seite gewonnen. Das Schwierigste war getan; nach einer weiteren Stunde lag der verderbendrohende Eisfall hinter uns, und wir betraten ein großes Firnfeld oder vielmehr einen langen Korridor, der in sanfter Steigung zum Hauptkamm unseres Berges hinführte.

Die Umgebung war schauerlich großartig. Zu beiden Seiten erhoben sich hohe, schroffe Rämme mit Zackigen Türmen. Die steilen, trohigen Felswände hatten den Schnee abgeworfen, und ihre kühnen Formen zeichneten sich scharf und klar gegen den wolkenlosen, tiefblauen Himmel ab. Schweigend schritten wir über das Firnfeld hin, in einer Stimmung und Aufregung, die nicht zu beschreiben ist. Sozusagen mit jedem



Blick vom Gornergrat auf Monte Rosa.

Phot. L. Meßger-Guldin, Zürich.

Schritt änderte sich das Bild, tauchten neue, verblüffende Gestalten auf; jeder Augenblick konnte auch jetzt zu einer Entdeckung führen, die willkommen oder schrecklich war. An jeden Felsvorsprung, an jede Nische klammerte sich der Blick; doch nirgends eine Spur, die Kunde gab, daß je ein Mensch sich hierher verloren hätte. So näherten wir uns dem obern Ende des Korridors, der sich zu einer Art Mulde erweiterte. Vor uns ragte ein 600 Meter hoher schroffer Wall aus Granit und Eis empor, hinter dem der Gipfel des Roschtantau gänzlich verschwand. Der unheimlich zerklüftete Felsgrat zeigte mehrere Einschnitte. Welcher von ihnen ist der richtige Paß?

Zögernd und unschlüssig waren wir stehen geblieben; wir wußten, daß von der Wahl des Weges der Erfolg unseres Unternehmens abhing. In diesem kritischen Moment war es Topograph Freshfield, der die Entscheidung traf. Er hatte vor 21 Jahren schon einmal aus der Ferne den Dimalapaß studiert und vor zwei Tagen auf unserer Refognoszierungsfahrt eine genaue Skizze des ganzen Massivs gezeichnet. Mit großer Entschiedenheit wies er auf den nächsten Felsenvorsprung hin und sagte: „Dort muß unser Paß liegen!“ Hastig strebten wir

vorwärts, und in der Tat: sobald wir um die Ecke bogen, erschien hoch oben im Grat jene scharf markierte Einsenkung, die wir vorgestern von dem Gipfel bei Karaul aus wahrgenommen hatten. Wir standen jetzt dicht unterhalb des „Bergschruns“ (das heißt der großen Randflucht, die fast immer das letzte Firnplateau von den obersten Berghängen trennt). Dahinter stieg, die dunklen Gesteinsmassen des Kammes unterbrechend, eine bläulich schimmernde Eiswand jäh zur Höhe. Auf beiden Seiten reichten verwitterte Felsrippen ziemlich weit hernieder. Der Bergschrun selbst war nicht schlimm, da Massen von Lawinenschnee ihn an etlichen Stellen überbrückten; darüber hinaus jedoch wurde der Aufstieg schwierig. Das Stufenhauen im harten Eis hätte mehrere Stunden in Anspruch genommen, und unsere Zeit war kostbar; darum versuchten wir es bald mit der Felswand zu rechten. Sie war außerordentlich steil, doch der Granit bot sichern Halt, und wir begannen zu klettern. Underthalf Stunden lang nahm die Schwierigkeit des Aufstiegs unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und gestattete kaum, an irgend etwas anderes zu denken. Es war um die Mittagsstunde, als Maurer, der vorausging, plötzlich aufschrie: „Herrgott, der

Schlafplatz!“ Die Wirkung dieses Rufes war unbeschreiblich und bleibt unvergeßlich. In fieberhafter Erregung drängten wir uns alle die Felsen hinan und schauten auf: ja, wir waren am Ziel — das letzte Bivak der Verschollenen!

Der erste Anblick machte einen überwältigenden, unsagbar traurigen Eindruck. Hier auf diesem Felsen stand vor einem Jahr eine andere Gesellschaft von Bergsteigern, glücklich und lebensfroh; mit Freuden hatten sie diese Stelle begrüßt, mit großer Sorgfalt einen bequemen Schlafplatz geschaffen, um auszuruhen vor der letzten großen Anstrengung. Und nun standen wir auf derselben Stelle. Es war der nämliche Schlafplatz, die nämliche Umgebung, aber wie ganz anders dachten und fühlten wir an dieser Stätte! Denn sie, die mit frohem Mut und freudiger Siegeszuversicht von hier ihr letztes Ziel begrüßt hatten, sie waren nicht mehr. Wohl hatten wir alle fortwährend gehofft, diesen Platz zu finden, und hatten beständig daran gedacht, und doch war uns in diesem Augenblick zumute, als wäre das Unglück soeben geschehen, ja als sähen wir die geliebten Freunde den furchtbaren Abgrund hinunterstürzen. Jeder überließ sich seinem Schmerz; kein Wort wurde gesprochen.

Der Schlafplatz befand sich in einer Höhe von 4300 Meter. Wie ein Adlerhorst ruhte er auf einem Vorsprung der steil abfallenden Felswand. Eine brusthohe, äußerst sorgfältig aufgeführte Mauer in Hufeisenform gewährte Schutz gegen kalte Winde, und auf der andern Seite bildeten zwei große, überhängende Felsblöcke den natürlichen Abschluß des Raumes. Auf der Mauer stand ein Kochkessel, halb mit Wasser gefüllt; daneben in einer Nische lag ein geladener Revolver. In der Nähe waren Spuren eines Feuers sichtbar. Der ummauerte Raum war mit Eis und Schnee angefüllt; hier mußten die Sachen der verunglückten Bergsteiger liegen.

Die Herren Freshfield und Woollen machten sich auf, um unter Jossis Führung die nahe Paßhöhe zu gewinnen. Powell nahm eine Skizze des Schlafplatzes auf, und wir andern fingen an, mit unsern Pickeln das Eis loszuhacken, um alles, was die Unglücklichen hier zurückgelassen hatten, sorgfältig ans Tageslicht zu fördern. Da lagen Regenmäntel und Schlafsäcke: weiter hinten fand sich ein großer Proviant sack mit einem ansehnlichen Vorrat an Brot, Suppenbüchsen und Tee. Das Eis leistete

zähen Widerstand, und da die Mauer auf der einen Seite bis hart an den Rand des Abgrundes vorgeschoben war, so konnten wir nur abwechselnd arbeiten, indem immer einer den andern am Seil halten mußte. Nach einer Weile fand ich das Tagebuch des Herrn Fox, das neben genauen, bis zum letzten Tag fortgeführten Berichten auch mehrere Skizzen des Koschtantau enthielt, und fast gleichzeitig hob Maurer einen andern, ziemlich schweren Gegenstand in die Höhe; es waren mehrere Instrumente, welche Herr Donkin sorgfältig in einen Handschuh eingewickelt hatte. Jedes Stück weckte schmerzliche Erinnerungen; das Ausgraben war eine traurige Arbeit. Aber ein Trost wenigstens blieb uns: wir hatten nun Gewißheit erlangt über das Schicksal der Verlorenen; der vereinsamte Schlafplatz erzählte mit unerbittlicher Grausamkeit ihre Geschichte. Am 30. August des vorigen Jahres waren sie vom Dimalatal über den nie zuvor begangenen Paß herübergekommen und auf dieser Seite bis zu den ersten Felsen herniedergestiegen, wo sie einen bequemen Schlafplatz zum Übernachten fanden. Auf der Paßhöhe stand ein kleiner Steinmann; es war der letzte, den Kaspar Streich oder mein Bruder errichtet hatte. Er enthielt keine Notiz.

Alle aufgefundenen Gegenstände lagen da, wie man sie eben hinlegt, wenn man früh morgens aufbricht und abends zurückkehren will. Gletscherpickel, Seil und die Rucksäcke der beiden Führer fehlten; die hatten sie mitgenommen. Über den eingeschlagenen Weg konnte kein Zweifel mehr obwalten; ihr Ziel war der Gipfel des Koschtantau. Noch diesen Riesen, einen der stolzeften, schönsten Berge des Kaukasus, bezwingen und dann fröhlich nach Hause! Doch da verließ sie das Glück.

Und dann war der Winter gekommen; Lawinen hatten gewaltige Schneemassen heruntergewälzt, und darunter schlafen vier gute Kameraden den Todesschlaf. — Dem Soldaten folgt eine Salve nach über die kühle Gruft, dem Sänger ein Lied seiner Freunde; um dieses Bergsteigergrab aber frachten die Lawinen. Die erhabene Natur selbst begrub ihre begeisterten Freunde.

Es wurde spät; wir mußten den Rückweg antreten. Mit einem Gefühl unsäglicher Wehmut verließ ich den denkwürdigen Ort. Ich würde ihn ja nie wieder sehen! — Das Schneefeld war bald erreicht. Noch einmal wandten wir uns um und schauten zum Dimalapafß empor;



Vom Kammliftock gegen Urneralpen.

Phot. W. Dengler, Zürich.

ein letztes Lebenswohl, und wir schieden für immer. Die Erinnerung aber wird dauern so lang als das Leben selbst.

Wir stiegen in der Abenddämmerung den Tütingletscher hinunter. Zwei der großen Eistürme, an denen wir am Morgen in hängen Sorgen vorbeizogen, waren unterdessen eingestürzt. Wir kamen jedoch glücklich über ihre Trümmer hinweg und gelangten abends um acht Uhr zu unserm Schlafplatz am Fuße des Gletschers. Der Hauptzweck unserer Kaukasus-Expedition war erreicht: wir hatten über Ort,

Zeit und Art der vorjährigen Katastrophe Gewißheit erlangt. Weitere Nachforschungen konnten zu keinem andern Ergebnis führen. Zwar wurden die Leichname nicht gefunden, aber es war wohl besser so, denn wir hätten sie unmöglich den schwierigen Gletscher hinuntertragen können, und sie finden, nur um sie liegen zu lassen, wäre doppelt schmerzlich gewesen. Da oben schläft sich's so gut wie auf dem Kirchhof, und als ewig schönes Denkmal ragt der Koschtantau über das Gletschergrab der Bergsteiger.

Heimat.

In manchen Menschenherzen ist ein tägliches Beten und Flehen, daß Gott ihnen die Heimat erhalte. Was ist diesen Menschen die Heimat? Und wo ist sie? Ist sie dort, wo der Mensch zufällig geboren wurde? Ist sie an bestimmte Landschaften gebunden? Ach, unsere Heimat ist immer da, wo wir mit unsern Liebsten leben, wo wir sie von ganzer Seele lieben und mit allen unsern Kräften für sie sorgen und sie umtreuen dürfen. Die Heimat ist immer das, was uns durch dieses Lieben und Sorgen zum teuer-

sten Orte wurde auf der Welt, und wir möchten ihn nicht tauschen mit dem Orte, in dem zufällig unsere Wiege stand, mit dem sonst indessen uns keine weiteren Bande verknüpfen. Unsere Heimat, dieser unseren erdgebundenen Gefühlen heiligste Ort auf der Welt, kann sein im großen Gewirr fremder Städte, kann sein in den Einöden ferner Länder, ein Haus oder eine Hütte, in denen wir mit unseren Lieben wohnen. Sie kann auch nur ein kleines eigenes, unendlich bescheidenes Heim in irgend einem Mietthause